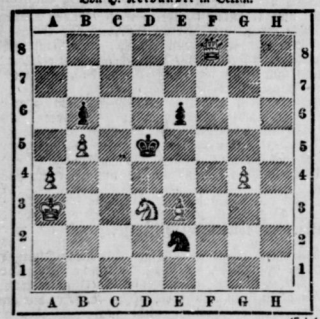
Schach.

Bearbeitet von E. Schallopp.

Aufgabe Nr. 569.

Von H. Keibanski in Berlin.



(7+4.)

Weiß zieht an und setzt im 3. Zuge matt.

Partie Nr. 446.

Gespielt im internationalen Meisterturnier zu Dresden am 18. Juli 1892.

Damenbauer gegen Königsbauer.

Schottländer.	Dr. Noa.
1. e2—e4	**d7—d5**
2. e4—d5:	Dd8—d5:
3. Sb1—c3	Dd5—a5
4. d2—d4	Sg8—f6
5. Lf1—d3	c7—c6
6. h2—h3	Le8—f5
7. Sg1—f3	Sb8—d7
8. 0—0	Lf5—d3:
9. Dd1—d3:	e7—e6
10. Lc1—f4	Da5—h5

Verlorener Zug; die Dame kann sich auf dem Königsflügel nicht halten.

11. Se3—e2	h7—h6
12. Se2—g3	Dh5—a5
13. a2—a4	Sf6—d5
14. Lf4—d2	Da5—c7
15. Ta1—e1	Lf8—d6
16. Sg3—f5	0—0—0
17. Sf5—d6†	

Den Bz7 zu schlagen, wäre wegen der für Schwarz sich eröffnenden Angriffslinie bedenklich.

17.	De7- d6:
18. c7—c4	Sd5—f4
19. Ld2—f4:	Dd6—f4:
20. Dd3—e4	

Stärker scheint sofort 20. b2—b4.

20.	Df4—d6
21. b2—b4	Sd7—f6
22. De4—e3	Th8—f8
23. Te1—d1	g7—g5
24. Sf3—e5	Sf6—h5
25. d4—d5	

Eine schöne Opferkombination, die Weiß anscheinend auf alle Fälle in entsetzliche beiden Vortheil bringt.

25.	e6—d5:
26. c4—d5:	Tf8—c8

Falls c6—d5:, so 27. Da3—a7: Dd6—e5: 28. Td1—e1+ 2c.

27. d5—c6:!	Dd6—e5:

Auch wenn Schwarz die beiden Türme für die Dame nimmt, bleibt Weiß schließlich im Vortheil.

28. De3—c5:	Te8—e5:
29. c6—b7†	Ke8—b7:
30. Td1—d8:	

Damit ist die Partie entschieden, und das übrige ist nur noch eine Frage der Zeit.

30.	Te5—e7
31. Tf1—d1	Kb7—c7
32. Td8—d6	f7—f6
33. b4—b5	Te7—f7
34. a3—a4	Sb5—g7
35. a4—a5	Ke7—d8
36. a5—a6	Sg7—f5
37. Td6—c6	Tf7—f8
38. Td1—d7	Aufgegeben.

Partie Nr. 447.

Gespielt ebenda am 18. Juli 1892.

Spanische Partie.

Winawer.	b. Schede.
1. e2—e4	**e7—e5**
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**
3. Lf1—b5	a7—a6
4. Lb5—a4	Sg8—f6
5. 0—0	Lf8—e7
6. Sb1—c3	d7—d6
7. Lb5—c6†	b7—c6:
8. d2—d4	e5—d4:
9. Sf3—d4:	Lc8—d7
10. f2—f4	0—0
11. e4—e5	Sf6—e8

Ein verhängnißvoller Irrthum. Schwarz fürchtet die Vereinzelung seiner Bauern; er mußte aber nothgedrungen d6—e5: schlagen und erlangte dann eine ganz gute Entwickelung.

12. Dd1—f3!	

Weiß versteht die Versäumniß des Gegners in kräftigster Weise auszunutzen.

12.	d6—d5
13. f4—f5!	Le7—c5
14. Lc1—e3	Ta8—b8
15. b2—b3	Dd8—e7
16. Df3—g3	f7—f6
17. e5—e6	Le5—d4:
18. Le3—d4:	Ld7—c8
19. Sc3—a4	Tb8—b5
20. Dg3—e3	Se8—d6
21. Sa4—c5	Tf8—e8
22. a2—a4	Tb5—b4
23. c2—c3	Tb1—b8
24. g2—g4	

Weiß geht nun sofort zum Sturm über.

24.	h7—h6
25. h2—h4	a6—a5
26. g4—g5	Kg8—h7
27. Ta1—a2	Te8—f8
28. g5—f6:	Tf8—f6:
29. Te2—g2	Le8—b7
30. Ld4—f6:	g7—f6:
31. De3—g3	Aufgegeben.

Kleine Mittheilungen.

Schachkongreß zu Dresden. Das Meisterturnier zählt 18 Theilnehmer, nämlich: Alapin (Petersburg), Albin, Marco und Porges (Wien), v. Bardeleben, v. Schede und Walbrodt (Berlin), Blackburne und Mason (London), Dr. v. Gottschall und Mieses (Leipzig), Loman (Amsterdam). Makovetz (Pest), Dr. Noa (Gr.-Beckerek), W. Paulsen (Nassengrund), Schottländer (Breslau), Dr. Tarrasch (Nürnberg), und Winawer (Warschau). Der Kampf begann am 18. Juli und verspricht sehr interessant zu werden. In der nächsten Nummer werden wir über den Verlauf des Turniers berichten können und behalten uns bis dahin auch die Mittheilung über die Besetzung der übrigen Turniere vor. Im Problemturnier, dessen Ergebniß am 19. Juli verkündet wurde, fielen Preise für Vierzüger an Otto Fuß in Hannover, Dr. Schindler in Staudina, F. Schrüfer in Bamberg, für Dreizüger an Postpisil in Prag, Weinheimer in Wien, Feigl in Wien, Talkosla in Prag, Karstedt in Kottbus und Hane in Berlin; außerdem wurden je vier Aufgaben beider Arten „ehrend erwähnt". Der Preis für die beste Sendung wurde Otto Fuß in Hannover zuerkannt.

Schachbriefkasten.

(Zuschriften zu richten an E. Schallopp, Steglitz bei Berlin.)

Brehme (G. N.). Zu schicken war uns bequemer und einfacher; Rücksendung nicht erforderlich. — Lösen Sie nicht mehr?

Räthsel.

Charade.

Von —

Ein Wandrer zieht durchs Nebelmeer
Des höchsten Bergbezirks,
Kommt von der ersten Silbe her,
Vom Norden des Gebirgs.

Wie heult der Sturm so grell, so wild!
Weh', weh' dir, Wandrer, weh'!
Vom Nebel bist du rings umhüllt,
Weiß wirbelt scharfer Schnee.

Verzweifelt steht der Wandersmann,
Weiß nimmer weiter fort —
Da endlich kommt als Retter an
Ein braves ganzes Wort.

Durch Eis und Schnee und Nebel geht's
Und Felsenwüstenei —
Das Ganze zeigt sich wacker stets
Und Silbe Zwei und Drei.

Behaglich von der Ofenbank
Reicht dann der Wandrer dar
Dem ganzen Wort zum Rettungsdank
Ein Stück vom letzten Paar.

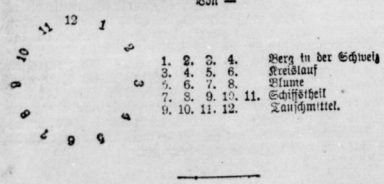
Arithmogriph.

Von —

1. 2. 3. 5. 2. biblischer Berg
2. 8. 9. 3. 9. Mädchenname
3. 5. 8. 1. 9. 1. oströmischer Feldherr
4. 5. 3. 4. 9. 1. indischer Fluß
5. 6. 1. 2. 1. Altarmalie
6. 5. 8. 2. 1. französische Stadt
7. 8. 2. 7. 3. Sternbild
8. 9. 4. 2. 3. 5. Königin
9. 8. 2. 9. 1. 9. 9. nordamerik. Binnengewässer
1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. asiatische Hafenstadt.

Kreisräthsel.

Von —



1. 2. 3. 4. Berg in der Schweiz
3. 4. 5. 6. Kreislauf
5. 6. 7. 8. Blume
7. 8. 9. 10. 11. Schiffstheil
9. 10. 11. 12. Tauschmittel.

Auflösungen folgen in nächster Nummer.

Auflösungen der Räthsel in voriger Nummer:

Des Homonyms: vertragen.
Der Charade: wachsen, wach, Sexten.
Der Quadraträthsel:

r o b e	b r o t
o b e r	r o t h
b e i n	o t t o
e r n a	t h o r

Für die Redaktion verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

Blätter fürs Haus.

Beiblatt zur Saale-Zeitung.

Nr. 30. Halle a. d. S., Sonntag den 24. Juli **1892.**

Deutscher Durst.

Die Neigung zum Trinken ist ein nationaler Charakterzug der Deutschen und durchzieht wie ein rother Faden alle Wandlungen ihrer Sittengeschichte. Sie bildet sich schon in ihren ältesten religiösen Phantasiegebilden ab, indem nach diesen das Glück des jenseitigen Lebens wesentlich darin bestand, daß man Tag für Tag mit Odin schmauste und zechte. Die unverwüstliche Trinklust der Germanen setzte schon die alten Römer in Erstaunen. Einer von diesen, der Geschichtsschreiber Tacitus, that den — noch heute in seinem ersten Theil giltigen — Ausspruch, die Germanen könnten den Durst durchaus nicht ertragen und seien deshalb durch das Spenden geistiger Getränke leicht zu besiegen. Ein anderer, der um 600 n. Chr. lebende Venantius Fortunatus, berichtet über ein deutsches Trinkgelage: gleich Rasenden hätten die Theilnehmer um die Wette Gesundheiten getrunken, und er müsse sich glücklich preisen, daß er am Schluß desselben noch am Leben gewesen sei. Die Trinkliebe der Deutschen gab später einem griechischen Hofmann den Anlaß, gegen den von Otto dem Großen um die Mitte des 10. Jahrhunderts nach Konstantinopel gesandten Luitprand den Ausspruch zu thun: der Muth der Deutschen sei ein Rausch, ihre Tapferkeit sei Trunkenheit. Eben derselbe nationale Charakterzug hat im Mittelalter sogar den Gebrauch hervorgerufen, geliebte Todte dadurch zu ehren, daß man ihre Gräber mit Wein begoß, wie denn z. B. 1317 die mainzer Frauen, als sie den Dichter Frauenlob in der Kirche bestattet hatten, diese Sitte mit so reichlicher Spende ausübten, daß der Wein den Boden der Kirche weithin bezeichnete. — Vielleicht niemals gab es so viele Zecher von wunderbarem Tonnengehalt, Genies von hoher Kapazität im Vertragen von Spirituosen, Trinker von fast übermenschlicher Standhaftigkeit wie in der Periode der „guten alten Zeit", in welcher die bacchischen Anlagen und Neigungen der Menschenkinder zur Kunst ausgebildet und in reiches und sinnvolles Ceremoniell gefaßt wurden. Es ist die Zeit in Deutschland, welche den Ritter v. Schweinichen seine Riesentrünke thun sah; die Johann Friedrich den Großmüthigen die Schlacht bei Mühlberg und mit ihr den Kurhut verlieren ließ, weil er — seien wir artig gegen das Unglück — zu lange und zu tief in den Humpen gesehen hatte, und die den Kurfürsten Christian II. von Sachsen den „Merseburger Bierkönig" nannte: kurz, die Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts. Interessant ist, was aus dieser Zeit in den „Gastronomischen Bildern" von Dr. Felix Weber (Leipzig, J. J. Weber), einem recht inhaltreichen Buche mit zahlreichen interessanten Beiträgen zur Geschichte der Speisen und Getränke, der Tischsitten und Tafelfreuden verschiedener Völker und Zeiten (geb. 5 M.) berichtet wird, dessen 2. Aufl. im v. J. erschienen ist. Wir lassen Einiges aus dem betr. Kapitel im nachstehenden folgen.

Wie wir gesehen, hatte die deutsche Welt schon früher viel Durst gehabt und nicht gern Durst gelitten. Jetzt aber trank sie, wie von einer brennenden Seuche ergriffen, allenthalben — namentlich aber im Norden und Osten — Wein und Bier in Strömen. „Es ist leider ganz Deutschland mit Saufen geplagt," schreibt Luther in seiner Streitschrift: „Wider Hans Worst", die 1541 erschien. „Wir predigen und schreien darüber, es hilft aber leider nicht viel. Es ist ein böses altes Herkommen im deutschen Lande, wie der Römer Cornelius (Tacitus) schreibt, hat zugenommen und nimmt noch zu." Und um dieselbe Zeit ungefähr sagt der Reformator in seiner Auslegung des 101. Psalms resignirt: „Es muß ein jeglich Land seinen eigenen Teufel haben — unser deutscher Teufel wird ein guter Weinschlauch sein und muß Sauf heißen."

Das war durchaus keine Uebertreibung. Vornehm und Gering zechte, daß sich die Balken bogen; Weltlich und Geistlich diente dem bösen Geiste im Fasse mit Saus und Braus; Jung und Alt half den Keller leeren, so weit der Beutel reichte und der Wirth borgte. Und was das schlimmste war, man rühmte sich seines maßlosen Trinkens, und selbst in den höchsten Kreisen war es eine Ehre, möglichst viel Getränk in sich hineinschütten zu können, und Pflicht und Erforderniß, sein Licht in dieser Beziehung bei jeder Gelegenheit leuchten zu lassen.

An den norddeutschen Höfen, vorzüglich am wittenberger, und später, während des dreißigjährigen Krieges, am dresdener Hofe, verschlang der hier fast nie schwindende Rausch eine Menge höchst nothwendiger Thatkraft und zeitweise allen Verstand. Der Sohn des erwähnten Johann Friedrich, wie der Vater getauft, artete auch nach diesem. Seine Schwiegermutter seufzt in einem Briefe an ihn, „möge doch Gott geben, daß er von dem Zutrinken einmal ablasse," und später bittet sie ihn, er „wolle doch nicht stets zutrinken, damit er dadurch nicht den Herrgott und seinen heiligen Geist von sich treibe". Als Kurfürst Friedrich von der Pfalz seinen Sohn Ludwig nach Neuburg zu einer Kindtaufe gehen läßt, spricht er die Befürchtung aus: „Wenn mein Sohn nur vor Herzog Albrecht zu Bayern und Herzog Christoph zu Württemberg, beiden meinen Vettern und Brüdern, des Trunks halb kann gesund bleiben; denn diese beiden Fürsten sollen auch da sein." Für den andern Bruder Hans Casimir aber fürchtet die Mutter, als er sich zu Ansbach aufhält: „Habe nur Sorge, der Markgraf werd' mir ihn krank saufen."

Der Adel eiferte seinen Fürsten, so viel er konnte und mit bestem Erfolg, nach. Ein guter Theil der gelehrten Welt, mit Einschluß mehrerer von den berühmtesten Humanisten, that nach Kräften desgleichen. Selbst viele von der Geistlichkeit machten keine Ausnahme von der Regel, und es kam vor, daß Pfarrherren ihre Amtswohnungen in Bierschenken verwandelten. Dem Hofprediger und Generalsuperintendenten der Mark Brandenburg, Johann Agricola, warf Luther sein übermäßiges Biertrinken vor. — In Hessen wird über die Geistlichen amtlich berichtet, daß sie sich in ziemlich großer Zahl übel halten, böses ärgerlich Leben führen, sich mit Vollsaufen, Spielen, Wuchern beladen, sich in den Zechen mit den Leuten raufen, schlagen 2c. Es ging so weit, daß die Bauern die Bierkrüge mit in die Kirche nahmen, aus denen sie sich während der Predigt zutranken, und die sie dem Pfarrer klappernd ins Wort fallen ließen. Ja an hohen Festen wurden ganze Fässer voll Wein und Bier in das Haus des Herrn geschrotet — eine Unsitte, gegen die noch im Jahre 1624 in Sachsen ein Dekret erging. Wie es um die Mitte des 16. Jahrhunderts in den alten und großen Trinkländern des deutschen Nordens und wohl wenig besser im Süden des Reichs in dieser Beziehung stand, erfahren wir aus dem 1551 zu Leipzig erschienenen „Sendbrief an die vollen Brüder im deutschen Lande." Dort heißt es u. a.: Es üben solche Laster jetzund nicht allein die Mannspersonen, sondern auch die Weiber, nicht allein die Alten, sondern auch die jungen Kinder; die können allbereits einander ein Halbes zutrinken. Die Eltern lehren's auch wohl ihre Kinder. „Nu, laß sehen," spricht der Vater zum Söhnlein," „was du kannst, bringe ihm ein Halbes oder Ganzes." Und über dies alles hat man solches Lasters der Trunkenheit kein Hehl, sondern kitzelt sich damit, als hätte man gar wohl gehandelt. Ja, rühmen's auch herrlich, und sagt einer zum andern: „Lieber, ich wollte, daß du nächtens (heute nacht) bei uns gewesen wärst. Wir waren recht fröhlich, da ließen wir das Rädlein herumgehen; es durfte keiner nüchtern davonkommen. Ich soff sie endlich alle danieder. Der fiel auf die Bank; jener fiel ganz hinunter. Da sollst du Wunder gesehen haben." —

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-189207247/fragment/page=0001

In den folgenden Jahrhunderten ließ die Trinksucht, welche alte Sprichwörter als das deutsche Nationallaster in derselben Weise bezeichnen, wie die Eitelkeit als das französische ꝛc., etwas nach, doch leistete man immerhin noch Erkleckliches. Am galanten Hofe August's des Starken, welcher die fürstliche Ausschweifung der Zeit zur höchsten Potenz steigerte, ward mitten zwischen Liebesabenteuern und sittenlosen Festen tüchtig gezecht, besonders wenn es galt, die Ehre der sächsischen Kavaliere im Wettstreit mit den Herren aus Polen zu retten und diesen letztern den Aufenthalt am Hoflager so angenehm als möglich zu machen. Als ein englischer Reisender, Lord Chesterfield, sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an den Höfen von Mainz und Trier aufhielt, glaubte er sich nach seiner Erklärung an die Hofstätte eines gothischen oder vandalischen Königs versetzt. Die Memoiren des Baron v. Pöllnitz, welcher etwa 20 Jahre früher die meisten deutschen Höfe bereiste, sind von Trinkheldenthaten und Trinkniederlagen übervoll. Den Preis des Trinkens oder richtiger des Saufens theilt er dem bischöflichen Hof von Fulda zu, eine Auszeichnung, die man erst dann ganz zu würdigen vermag, wenn man zugleich von Pöllnitz erfährt, daß er während seines achttägigen Aufenthalts am Hofe zu Würzburg fast keine Stunde nüchtern wurde und die bischöfliche Tafel niemals anders als im Zustande völliger Bewußtlosigkeit verließ. Wie sittenlos es bei den studentischen Gelagen selbst zu Ende des vorigen Jahrhunderts zuging, ersehen wir aus den mannigfachsten Sittenschilderungen jener Zeit; wir erinnern nur an das traurige Bild, welches der Pfälzer Friedrich Lauckhard, selbst ein verlottertes Genie, von der Vagabondenlaufbahn eines damaligen Studenten in seiner Selbstbiographie entwirft.

Auch die deutschen Frauen waren in frühern Zeiten dem Genuß stark gewürzter Weine keineswegs abhold; freilich konnten sie auch einen guten Trunk und Schluck vertragen. Wollte die germanische Hausfrau oder ihre Vertreterin den Gast recht ehren, so trank sie aus dem Becher, den sie reichte, und zwar nicht wenig. Bei den Gastlichkeiten der höfischen Zeit, bei denen die Geschlechter gepaart saßen, thaten die Frauen den Männern wackern Bescheid. Doch auch, wenn sie allein saßen, verschmähten sie den Wein, der nach deutscher und französischer Toilettenlehre die Gesichtsfarbe verschönere, nicht. Bei der sich immer mehr ausdehnenden Trinklust der Männer dürfen wir uns nicht wundern, wenn man auch dem schönen Geschlechte einen Rausch gar nicht hoch anrechnete, wenn Nonnen Wein- und Liebeslieder dichteten und Blaustrümpfe, zu noch höherem Fluge sich aufschwingend als ihre Schwester Sappho, den Bacchus in lateinischen Hexametern lobpriesen, wenn endlich selbst deutsche Prinzessinnen im Ruf standen, ihr Gläschen recht tapfer führen zu können. So wollte denn auch Heinrich IV. von Frankreich keine deutsche Fürstentochter zur Frau, „weil er dann immer glauben würde, eine Weinkanne um sich zu haben". Die Prinzessin Anna von Sachsen, die Tochter des Kurfürsten Moritz, welche den großen Oranien, Wilhelm den Schweigsamen, heirathete, leerte das Glas gar so oft, daß sie schließlich in das Delirium tremens verfiel und in demselben starb. Aesthetische Theetrinkerinnen der Jetztzeit würden sich vor dem mit Rothwein gefüllten Paßglas entsetzen, welches die gefeierte Philippine Welser zu leeren gewohnt war — zum Entzücken ihrer Anbeter; denn der Hals derselben war so fein, zart und weiß, daß man das rothe Getränk in ihrer Kehle hinabgleiten sah. Philippine Welser eröffnete auch in dem Trinkbuch vom Schloß Ambras in Tirol, in welches sich diejenigen mit Namen und Sprüchlein einzeichneten, die den Trunk aus dem Willkommbecher brav gethan, im Jahr 1567 die Reihe der Frauen, und bis 1577 folgen ihr nicht wenige nach, welche den drei Maß haltenden Humpen des Einschreibens werth handhabten. Da die vornehmen Damen mit solchem Beispiel vorangingen, war es nicht zu verwundern, daß die Frauen aus den andern Ständen ihnen es nachzuthun suchten. Nach einer alten Chronik tranken 1532 in einem Wirthshaus zu Münnheim drei Schwestern 32 halbe Maß besten Weins. In einigen Orten Württembergs bestanden eigene Stiftungen, aus denen die Weiber jährlich eine Weiberzeche halten durften; bei denselben kamen gleiche Exzesse vor, wie bei dem Feste der Bona Dea in Rom, dem sie nachgebildet waren. Die Eigenschaft der Frauen des 16. Jahrhunderts, durstig zu sein und einen guten Zug zu thun, vererbte sich auch auf die des 17. Jahrhunderts.

Vernichtung der Engerlinge.

Schon mehrfach hat man früher versucht, die Inficirung schädlicher Thiere durch Pilze oder durch Keime besonderer Krankheiten, die sonst durch die Natur selbst bewirkt wird, auf künstlichem Wege herbeizuführen, um dem Ueberhandnehmen der Schädlinge entgegenzuwirken. Bis vor kurzem war das aber nicht gelungen, es sei dabei nur an die Versuche zur Bekämpfung der Kaninchenplage in Australien erinnert, auf die seitens der dortigen Regierung erfolglos ein hoher Preis ausgesetzt war. Erst in neuerer Zeit hat man diesen Weg mit Erfolg weiter betreten, ist es möglich geworden, in einzelnen Fällen die thierischen Feinde der Kulturgewächse mit Hilfe anderer Organismen, die man auf künstlichem Wege auf dieselben einwirken ließ, zu bekämpfen. Ein schönes Beispiel dafür ist die auch für die Praxis bewährte Beobachtung des Greifswalder Hygienikers Professor Löffler an Feldmäusen, die durch Impfung mit einem Typhus-Bacillus bestimmter Art von dieser Krankheit befallen und getödtet werden. Wie bekannt, hat die Inficirung der in Thessalien verheerend aufgetretenen Mäuse mit dem erwähnten Bacillus das Land von dieser Plage befreit, eine Thatsache, die die sehr begründete Hoffnung erweckt, daß auch in Deutschland eintretenden Falles sich das Mittel bewähren wird. Viel die Rede ist in neuerer Zeit auch von einem die Maikäferlarven, die Engerlinge, tödtenden Pilze Botrytis tenella, der, bei dem bedeutenden, in einzelnen, namentlich waldreichen Gegenden durch diese Thiere verursachten Schaden, ein nicht unerhebliches Interesse besitzt. Im Sommer 1890 hatte ein Franzose, le Moult, in Aeckern des nördlichen Frankreichs todte Engerlinge gefunden, die von einem weißen Mycelium umgeben waren, das die Thiere vollständig mumifizirt, d. h. in eine härtliche, mit Pilzfäden dicht durchzogene Masse verwandelt hatte. Im folgenden Jahre wurde die gleiche Erscheinung in derselben Gegend in verstärktem Maße beobachtet, ebenso konstatirte man das Auftreten des Pilzes in andern Theilen Frankreichs, woraufhin derselbe im agronomischen Institute zu Paris als Botrytis tenella erkannt wurde, eine Pilzart, die man schon früher in Italien als auf Wespen vorkommend beobachtet hatte. Es gelingt unschwer, den Pilz in einer der bekannten bakteriologischen Methoden rein zu kultiviren und mit den Sporen Engerlinge zu inficiren, die, in den Boden gelegt, ihrerseits wieder andere ihres Gleichen anstecken. Der Leiter der Versuchsstation in Lausanne, Professor Dufour, hat nun eine Reihe von Versuchen ausgeführt, durch die über einige bei der praktischen Verwendbarkeit des Mittels in Betracht kommende Verhältnisse Klarheit gegeben werden sollte. Aus dem Berichte, der in der Zeitschrift für Pflanzenkrankheiten, 1892, erschienen ist, theilen wir nach der „Landw. Post" das Wichtigste mit.

Im Juli 1891 ließ sich der Genannte den Pilz kommen, und zwar in zweierlei Formen, einmal die im Pacifer Institute auf Kartoffelstücken gezüchteten Reinkulturen, zum andern todte Engerlinge aus dem nördlichen Frankreich, die den Pilz enthielten. Die Versuche gelangten theils in Töpfen, theils im freien Boden zur Ausführung, und zwar in der Weise, daß abgestorbene Engerlinge mit gesunden zusammengebracht oder Pilzkulturen auf lebende Larven übertragen wurden. Für genügende Nahrung, sowie für Fernhaltung jeder Beschädigung der Thiere sorgte man, da todte Engerlinge der Inficirung durch den Pilz nicht mehr unterliegen. Was zunächst die Topfversuche betrifft, so wurden am 30. Juli drei Engerlinge, die in Berührung mit kranken Thieren gewesen waren, die man außerdem mit Stückchen einer mumifizirten Larve inficirt hatte, in den Boden gebracht. Bis zum 20. Aug. waren zwei Larven angesteckt, während die dritte immun blieb, auch am 28. Okt. noch keine krankhafte Veränderung zeigte. Drei weitere kleine Engerlinge wurden mit Erde und mit zerkleinerten mumifizirten Larven vermischt, ohne daß eine Infektion stattfand; nachdem sie jedoch mit der Schimmelbildung aus dem Topfe des ersten Versuches vermischt waren, gingen sie in kurzer Zeit zu Grunde. Fünf weitere Versuche, die in Töpfen mit den verschiedensten Modifikationen ausgeführt wurden, theils durch Eintauchen der Engerlinge in sporenhaltiges Wasser, theils durch Infektion des Bodens mit Reinkulturen usw., lieferten bestimmte Ergebnisse nicht; einmal gelang es, die Thiere sämmtlich zu tödten, das andere Mal war keine oder kaum eine Wirkung zu beobachten.

Auch bei den im freien Lande, sowohl in schwerem wie in leichtem Boden ausgeführten Versuchen war der Erfolg ein ähnlicher, d. h. theils positiver, theils negativer Art; namentlich aber wurde dabei die beabsichtigte weitere Verbreitung des Pilzes im Boden von einem Infektionsherde aus nicht bewirkt.

Ueber Beobachtungen, die bei einem in größern Umfange angestellten Versuche gemacht wurden, berichtet Professor Dufour folgendes: Ende Juli (1891) richteten in Martigny (Unter-Wallis) die Engerlinge sehr großen Schaden an, besonders in den besten Wiesen. An vielen Stellen sah der Rasen wie verbrannt aus und ließ sich in größern Platten abheben; die Wurzeln waren total abgefressen, was kein Wunder war, denn unter dem Rasen befanden sich 40 bis 50 und noch mehr Engerlinge pro qm. Die Verhältnisse waren somit für einen Versuch sehr günstig, großer Vorrath an Engerlingen, die sich ganz in der Nähe der Bodenoberfläche befanden, und leichter, sandiger Boden, in welchem die Thiere leicht wandern konnten. Unter diesen Verhältnissen hätten wir nach den frühern Berichten eine rasche Verbreitung der Epidemie erwartet. Leider war dies wieder nicht der Fall. Vierzehn Tage nach der Infektion (welche an mehreren Stellen an vielen Engerlingen und bald mit Prillieux'schen Kulturen, bald mit todten, verschimmelten Larven vorgenommen worden war) schrieb H. Orlat, Präsident der Agrikultur-Gesellschaft in Martigny, daß die Verwüstungen der Engerlinge keineswegs aufgehört hätten, und daß man nur lebende Thiere versände. Am 26. Okt., also beinahe drei Monate nach dem Anfange des Versuches, konnten wir an Ort und Stelle konstatiren, daß kein Wiederergrünen des Rasens an den inficirten Stellen stattgefunden hatte. Der praktische Erfolg war damit ausgeblieben. Beim Nachsuchen fanden wir noch viele lebende Engerlinge. In einer Wiese waren aber sieben todte, angesteckte Thiere zu sehen. Davon waren drei in folgenden Distanzen vom Infektionscentrum gefunden worden: 8, 12 und 20 m. Vielleicht hatten die Thiere in den ersten Tagen nach der Infektion noch so weit von der Infektionsstelle durch den günstigen Boden kriechen können; oder aber es hatte sich die Epidemie von selbst verbreitet. Schade nur, daß sie sich eben mit zu geringerer Intensität entwickelt hatte; denn in demselben Versuche waren noch ziemlich viele lebende Engerlinge zu beobachten.

Aus diesen wenigen Versuchen wollen wir natürlich keine endgiltigen Schlußfolgerungen über die Verwendbarkeit bezw. Nichtverwendbarkeit der Botrytis tenella in der Praxis ziehen. Daß Infektionen von lebenden Engerlingen stattfinden können, wäre bewiesen; also kommt die tödtende Wirkung des Pilzes nicht in Abrede. Aber in den meisten Fällen, und hauptsächlich bei unsern Versuchen im Freien war die epidemische Weiterverbreitung der Infektion gar nicht so schön zu beobachten, wie wir es nach den französischen Berichten erwartet hatten. Viele Larven scheinen doch widerstandsfähig zu sein oder werden wenigstens nach zwei oder gar drei Monaten nicht angegriffen. Es ist jedoch möglich, daß man noch längere Zeit abwarten muß und daher wollen wir unsere Versuche keineswegs als abgeschlossen betrachten, sondern sie, wenn möglich, im nächsten Jahre noch an andern Orten und in verschiedenen Bodenarten wiederholen.

Landwirthschaft. Garten. Hauswirthschaft. Gesundheitspflege.

Landwirthschaft.

Maul- und Klauenseuche. Wenn es den Anschein hatte, so berichtet die „Milchzeitung", als ob die leidige Seuche etwas mehr an Verbreitung nachließe, so lassen die Meldungen der letzten Zeit über neue Ausbrüche in verschiedenen Gegenden erkennen, daß jene Hoffnung eine unberechtigte war. Und zwar kommen gleichzeitig Nachrichten über das erneute Auftreten der Seuche aus deutschen Landestheilen, gleichwie aus England, welches doch lebendes Vieh aus andern europäischen Ländern — mit Ausnahme von Island — gänzlich fern hält. Bei den großen Kalamitäten und recht erheblichen Verlusten, welche die Seuche dem Landwirthe, gleichwie dem Händler verursacht, erscheint es nur zu erwünscht, daß nichts unterlassen wird, was die Tilgung bewirken oder die Einschleppung der Seuche verhindern kann. Bei dem jetzigen regen Verkehr mit Vieh sind selbstredend die Gefahren der Verbreitung und Verschleppung der Seuchen unendlich viel größer als früher. Der mit den schnellsten Zügen von einem Markte zum andern eilende Händler kann bei der leichten Uebertragbarkeit der Seuche nur zu leicht zum Zwischenträger werden und alle sonst getroffenen Vorsichtsmaßregeln illusorisch machen. Es liegt nahe, bei einem plötzlichen Seuchenausbruch an irgend einem Marktorte nach dem Ursprunge zu forschen, und da mag es im Interesse der Sache liegen, wenn bei Erörterung eines Falles, der jüngst in Elberfeld sich ereignete, die Vermuthung ausgesprochen wird, es könnte dorthin von Frankreich aus die Seuche eingeführt sein. Die Märkte im Westen des Reiches sollen in der letzten Zeit recht viel mit Schweinen aus Frankreich beschickt sein; wird durch diese den Märkten in Elberfeld, Essen, Köln ꝛc. die Krankheit zugeführt, so liegt es nur zu nahe, daß die gerade von diesen Plätzen zahlreich ausgehenden Händler dieselbe nach dem Osten und nach dem Norden hin verbreiten. Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, in den nächstbetheiligten Kreisen die Aufmerksamkeit anzuregen und nachzuforschen, ob die hier wiedergegebene Vermuthung begründet ist.

Zur Verhütung des Einrostens der Schrauben taucht man dieselben in ein Gemisch von Graphit und Oel, wonach dieselben selbst nach Jahren nicht einrosten. Weitere Vortheile dieses Verfahrens bestehen darin, daß beinahe die ganze, beim Anziehen der Schrauben zu verwendende Kraft zum Zusammenziehen der Theile in Anwendung kommt, da die Reibung bedeutend vermindert wird, die Schrauben nicht so leicht brechen und Festfressen derselben unmöglich wird. Bei Maschinen, welche der Hitze oder feuchten Luft ausgesetzt sind, rosten die Schrauben, selbst bei Anwendung von Oel, bald fest, was das spätere Auseinandernehmen der Maschinen sehr erschwert, die außerdem durch gewaltsames Entfernen der Schrauben leicht beschädigt werden. Das angegebene Verfahren hat sich ausnahmslos gut bewährt.

Garten.

Abernten der Johannisbeersträucher. Jede Hausfrau weiß, wie unangenehm beim Einmachen die zerdrückten Beeren sind, was sich beim Abpflücken derselben mit den Händen auch schwer vermeiden läßt. Ein einfaches Mittel, um schöne, trockene Beeren zu bekommen, besteht darin, daß man eine gewöhnliche Kuchgabel beim Abpflücken verwendet, indem man mit der linken Hand das Johannisbeersträuchen da faßt, wo es angewachsen ist, und dann mit der Gabel die Beeren von oben nach unten abstreicht. Dieselben gehen hierbei sehr leicht ab und zerdrücken sich nicht; die ganze Arbeit ist reinlich und geht schnell vor sich.

Unterirdische Bewässerung und Düngung von Bäumen und Gemüsen. Ein Korrespondent des „Gardener's Chronicle" berichtet, daß einer seiner Bekannten eine Vorrichtung erfunden habe, welche es ermögliche, die Bäume unter der Erde zu düngen. Die Erfindung soll folgende Vortheile bieten: 1. Die Verschwendung flüssigen Düngers, wie sie sonst vorkommt, ist ausgeschlossen. 2. Man braucht nicht mehr auf den sonst erforderlichen Eintritt nasser Witterung zu warten. 3. Die Düngung bezw. Bewässerung geschieht nur drei Zoll unter der Erdoberfläche, so daß die Flüssigkeiten unmittelbar mit den Faserwurzeln in Berührung kommen. 4. Die Oberfläche wird locker und unkrautfrei gehalten. 5. Durch die Vorrichtung werden auf demselben Wege auch die Obstbäume und Gemüse begossen. 6. Das Begießen kann ohne Schaden in voller Sonnenhitze geschehen und ein Beschmutzen, wie beim Gießen mit der Kanne, ist gänzlich ausgeschlossen. 7. Der Boden backt nicht zusammen und die Unkräuter lassen sich leicht unterdrücken. 8. Die Ernten sind von ausgezeichneter Beschaffenheit. Das sind in der That außerordentliche Vorzüge. Man darf gespannt darauf sein, das Ding kennen zu lernen.

Hauswirthschaft.

Eimer aus Papierstoff. Die Firma Gebrüder Adt in Forbach, Lothringen, fertigt neben andern Gefäßen und Geräthen aus getränkter und gepreßter Pappe Eimer aus Holzstoff von hoher Festigkeit und Widerstandsfähigkeit. Dieselben sind aus getränkter Holzmasse unter starkem hydraulischen Drucke hergestellt und werden angeblich mit der Zeit immer widerstandsfähiger. Das Fehlen aller Fugen und Ritzen macht die Eimer besonders geeignet zum Gebrauche für Aerzte, Chemiker, Apotheker, sowie überhaupt zur Verwendung in allen Betrieben, welche große Reinlichkeit fordern. Ihre elastische, ledерartige Beschaffenheit macht sie zu Löscheimern geeignet. Auch in der Haushaltung können sie passende Anwendung finden. Die uns vorgelegten Probe-Eimer machen einen sehr günstigen Eindruck. Sie sind von dunkelrothbraunер Farbe, eigenartig gemasert oder gelockt, gleichmäßig lackirt und mit eisernen Oesen und Bügeln versehen.

Tödtung neugeborener Hausthiere. Die Besitzer von Hündinnen und Katzen kommen gewöhnlich zweimal im Jahr in die unangenehme Lage, sich neugeborener Thierchen entledigen zu müssen. Gebrauch ist, dieselben zu ertränken. Das ist aber kein guter Brauch, sondern eine ganz unnöthige Quälerei. Man sieht den schweren Todeskampf der armen Geschöpfe nur nicht, weil das Ertränkungsgefäß verdeckt gehalten wird. Es ist sogar vorgekommen, daß sie — lebendig begraben wurden! — Und doch ist ihre Beseitigung praktisch in humaner Weise so leicht zu bethätigen. Ein Schlag mit einem Holzschlegel auf das Hinterköpfchen genügt schon, das zarte Leben zu tödten ohne jede Qual. — Der gesunde Menschenverstand lehrt, daß die leichteste Tödtungsweise die beste ist.

Petrolumflecke aus Fußböden zu entfernen. Hierzu kann man eins von den nachfolgenden Mitteln anwenden: 1. Man nehme trocknen weißen Thon (Pfeifenerde), rühre denselben mit heißem Wasser zu einem ziemlich dicken Brei und trage denselben auf die beschmutzte Stelle. Die Wirkung des Thons kann durch Zusatz von Essig noch erhöht werden. Nachdem der Thon trocken geworden ist, reibe man ihn ab und wasche mit warmem Seifenwasser nach. — 2. Manche verwenden 3 Gewichtstheile von trockenem Thonpulver und 1 Gewichtstheil kohlensaures Natron und rühren beide Stoffe mit Wasser zu einem Brei an, der auf gleiche Weise zur Anwendung gelangt. — 3. Man rühre gebrannte Magnesia mit Benzin zu einem Brei an, mit welchem man die Flecken bestreicht. Sobald das Benzin verflogen ist, bürste man die Magnesia ab. — 4. Man belege die von Oel beschmutzten Stellen mit Löschpapier und überfahre letzteres mit einem heißen Bügeleisen, bis der Fleck verschwunden ist.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-189207247/fragment=0002